

Die Jugend Frankreichs heute

Eine Analyse

Von *Alphonse Dupront*

Um eine erste Übersicht über die Probleme der französischen Jugend vorzulegen, sind kurz einige Gesamteindrücke festzuhalten, die unsere Haltung in der Analyse des Phänomens bestimmen. Man kann nur dann objektiv sein, wenn man zu seiner Subjektivität steht.

Zunächst ein Zeugnis, das beim Geschehen von 1968 im Mittelpunkt der Bacchanalien an der Sorbonne stand. Drei Feststellungen:

Die gleichen Assistenten, die beim Ausbruch der Krise während einiger Tage sich von einem seltsamen panischen Delirium mitreißen ließen, sind heute vernünftige gewissenhafte Universitätsprofessoren. – In den schlimmsten Momenten, als die Sorbonne in Brand gesteckt zu werden drohte, bildeten sich spontan Rettungsgruppen, um die Bibliotheken zu schützen, und in diesen Gruppen waren, manchmal als deren Anführer, einige der größten Hitzköpfe der Kontestation. – Und schließlich, nicht zuletzt: Auf dem Höhepunkt der Krise hat fast keine Autorität versucht, sich der Krise entgegenzustellen; man konnte sogar hören, wie der eine oder andere Professor, der einst ein strenger Dogmatiker war, dem revolutionären Kollektiv vorschlug, es solle die Lehrstuhlinhaber selbst ernennen.

Dies sind Fakten, die mir an einem Hauptherde deutlich zu machen scheinen, was das Ereignis von 1968 in Wirklichkeit war: ein Eruptionsphänomen, das von einem schon seit langem vor sich gehenden Prozeß zeugte, bis es dann die aufschlußreichste der total irrationalen Explosionen hervorrief und die Autoritätsstrukturen und die Menschen, die für diese verantwortlich waren, buchstäblich lähmte. Unter dem Eindruck des Schocks, den wir damals erlitten, haben wir dem Schwung des *ver sacrum* zuviel Gewicht beigemessen, so daß wir dann unseren eingeschliffenen Denkbahnen entsprechend daraus den Anbeginn der neuen Zeit machten. Man muß das Frühjahr 1968 entmythisieren und darin ein Signal erkennen – ein gewiß schrilles Warnungssignal, aber eben doch nur ein Signal für das Vor-sich-Gehen einer viel tieferen Mutation der gesellschaftlichen Werte.

Lassen wir also 1968 seine Hauptbedeutung: den eines Erwachens und zugleich den einer Lektion. Es lehrt uns, daß man erst nach einer offenen, geduldigen, klarsichtigen, ja zuversichtlichen Analyse dessen, was die jungen Menschen heute mit einem Wort, das schließlich alles besagt, ihre »Probleme« nennen, zu einem wirkungsvollen Tun mit ihnen gelangen kann. Der einzige zum Ziel führende Weg, um diese Probleme zu kennen und um sich zu orientieren, was aus ihnen wird, scheint im wesentlichen der des Hinhörens zu sein. Jede voreilig vorgenommene normative Analyse würde sehr bald zu einer Blockierung führen oder den Graben zwischen den Generationen dermaßen erweitern, daß er nicht mehr zu überschreiten wäre.

Eine offene Analyse, das ist der Weg der Erkenntnis, er bedarf der Entwicklung der Askese der geistlichen und geistigen Freisetzung, wie sie von jedem Streben nach »Erkenntnis« verlangt wird. Sie drängt sich auch auf als notwendige Korrektur des

Mißstandes, der sich in Frankreich entwickelt hat, der jetzt verhärteten und doch immer noch aktuellen oder habituellen Haltung der »Flucht nach vorn« auf dem Weg der Reform, weswegen es zu einer endlosen Kette, zu einer ganzen Flut von »Reformen« kommt, die unter dem Zwang, gesellschaftsbildend zu sein – sie sind als Ganzes bislang kein Gegenstand von Untersuchungen gewesen –, mehr oder weniger improvisiert werden. Somit sind es aussichtslose Reformen, denen man sich mehr unterzieht, als daß man sie gezielt unternimmt; es sind bloße Notbehelfe oder Scheinreformen, die aber durch ihre ständigen Anpassungen, die oft in aller Hast vorgenommen werden, für alle seltsam desorientierend sind.

Mehr oder weniger bewußt war die Reform übrigens ein Alibi und gleichzeitig ein stillschweigendes Eingeständnis der Unfähigkeit, die Grundrichtungen einer Entwicklung wahrzunehmen oder gar zu übernehmen.

Eine offene Analyse vornehmen zu wollen und zu versuchen, den ihr entsprechenden Haltungen gemäß zu leben, erfordert den Mut zur »Selbstkritik« unserer Generationen, die – wenigstens den Jahren nach – nicht mehr jung sind. Man hat denn auch, nicht zu Unrecht, bemerkt, daß die am meisten »materialisierenden« Erfindungen (Pille, Schallplatte, Motorrad, Apparate aller Art) ein Geschenk der Generationen sind, die den noch nicht Fünfundzwanzigjährigen von heute unmittelbar vorausgingen.

Wenn man eine derart verwickelte Realität zu durchforsten sucht, muß man sich zunächst hüten, sich von ihr ein allzu düsteres Bild zu machen. Das Abnormale an hauptsächlich emotionalen Reaktionen darf uns nicht das noch solid vorhandene Normale übersehen lassen.

Ein soziologischer Blick wird denn auch die klassischen Anzeichen für ein normales Verhalten sehen. Hier das Profil auf einer Dreiergruppierung:

- Aktive, verantwortungsbewußte Elemente, die geistig auf der Suche sind, sich freiwillig dem Dienst an anderen widmen und neue Haltungen fordern, aber in schöpferischer Kontinuität, machen mindestens zehn Prozent der jugendlichen Bevölkerung aus – die übliche Zahl derer, die man »Elite« zu nennen sich fürchtet oder ablehnt; es sind »Erlesene«, weil sie animieren.

- Eine »schweigende Mehrheit«, die stabile, manchmal schwerfällige, aber in ihrem Schweigen lebendige große Masse, die zwar zu bewegen ist, aber an ihrem Herkommen bis auf einige Varianten in Kleidung und Sprache festhält.

- Eine Randgruppe der »Abnormalen«, ein Außenseitertum unter den verschiedensten Formen: Zurückweisung der derzeitigen Gesellschaft, jedoch meist nicht durch anarchistische Triebe, sondern anders motiviert; Mitmachen in einer individuellen und kollektiven Lebensform, die auf Permissivität beruht und sich um die Lebensregeln der Gesellschaft nicht kümmert; Umherirren; mehr oder weniger elementares oder bewußtes Anstreben einer »Gegenkultur«; Delinquenz im kleinen und im großen; Gewalttätigkeit als Form des Selbstausdrucks und am Ende systematische, entschlossene Kriminalität. Die Zahl dieser Gruppe ist schwer zu bestimmen, macht aber nur sehr wenige Prozente aus, höchstens zwei Prozent – was eigentlich noch angeht.

In diesem Querschnitt spiegelt sich eine Gesellschaft wider, die, wenn man sie so von außen besieht, im großen und ganzen im Gleichgewicht ist. Was aber die Hintergründe des Bildes in einem andern Licht erscheinen läßt, ist dies, daß das, was sich in der Randgruppe an Erbittertem, Krankhaftem, Revoltierendem, ja Zerstörerischem findet, in den beiden anderen Gruppen junger Menschen ebenfalls wirkt. Darum läßt sich das

Außenseitertum als ein Krankheitszeichen an einem zwar gesunden, aber von innen her in Gärung befindlichen Körper ansehen.

Deswegen darf man aber nicht die ganze Gesellschaft der jungen Menschen als dekadent verschreien, selbst wenn man sie mitunter als hoffnungslos bezeichnet. Betrachten wir sie vielmehr als das lebendige Milieu anderer Erwartungen und eines mutierenden Suchens; halten wir es für unsere Pflicht, ihr zum Sehen zu verhelfen, und setzen wir uns dadurch gleichzeitig in stand, in brutalem Erwachen oder in Exzessen aller Art die Antriebe zur Veränderung unserer westlichen Gesellschaften wahrzunehmen.

Und schließlich ist bei der Analyse noch etwas Weiteres zu beachten. Vereinfachen wir nicht wirre und verwickelte Gegebenheiten zu kantig formulierten Allgemeinheiten. Zwei Beispiele können uns davor warnen.

Das eine besteht in der offensichtlichen Tatsache, daß trotz des unwiderstehlichen Drucks unserer Massengesellschaften auf Einförmigkeit einer mehr oder weniger verschmelzenden, ununterschiedenen Masse hin die Jugendmilieus noch deutlich spürbar differenziert bleiben. Weniger den Geschlechtern nach – was ein gewichtiger Hinweis ist auf das, was man sucht – als nach der Zugehörigkeit zu einem Milieu oder noch deutlicher nach dem, was sie tun oder nicht tun, nach ihren gesellschaftlich-beruflichen Kategorien, wenn man so sagen kann. Wenigstens fünf Differenzierungen sind auszumachen: Studenten; Arbeiter; freie Berufe und Handwerker; Berufs- oder Arbeitslose. Eine Differenzierung dem »Stande« nach und damit eine sehr äußerliche Differenzierung.

Der Unterschied der Kultur nach – wenn wir das Wort »Kultur« im umfassenden Sinn der Lebensweisen nehmen – wiegt noch schwerer. Auch besteht, was die Jugend betrifft, ein noch entscheidenderes Gefälle zwischen der ländlichen Welt und der städtischen Welt.

Eine weitere Vereinfachung, vor der man sich hüten muß, besteht darin, daß man die Gesellschaft der Jugend zwischen dem Pubertätsalter und ihrem Eintritt ins Erwachsenenalter (ungefähr 15/25 Jahre) zeitlich als einen Block, als ein einziges Ganzes nimmt. Das heißt ein sehr spezifisches Phänomen von heute übersehen. Wir wollen uns zwar nicht selbstgefällig über die Akzeleration der Geschichte unterhalten, doch ist es eine Tatsache, daß wir es mit einer seltsamen Verengung der Dauer dessen zu tun haben, was man »Generation« nennt, mit einer Verengung, welche die normalen biologischen Koexistenzen sonderbar zusammenzieht.

Man kann dies anhand einer groben Analyse nach Schichten der jungen Bevölkerung ermessen. An dem einen Ende steht die sogenannte Generation von 68, die sich jetzt in die Normalität eingeordnet hat. Ihre Angehörigen sind für die Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen von heute höchstens »Ahnen« oder Kriegsveteranen und werden so von der Generation der Jugendlichen, die nicht ihre Söhne sein können, wohl verehrt – aber aus der Distanz. Unterhalb der Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen als Block von kurzer Dauer die Abschlußklassen der Lyzeen und anderer, mehr oder weniger technisch ausgerichteter Schulen; dann Zonen der Fragilität, die sich vielleicht mehr erschüttern als beeinflussen lassen, die zwischen zehn und fünfzehn Jahren oder noch Jüngeren, eine Pseudoentwicklung, Ergebnis zahlreicher miteinander verquickter Ursachen, welche die Erscheinungsformen der Adoleszenz seltsamerweise auf die noch ganz Jungen ausweiten.

Über eine Dauer von zehn bis fünfzehn Jahren erstrecken sich also vier Milieu-

Generationen, die voneinander sehr abgeschlossen sind und sich manchmal ganz bewußt voneinander distanzieren.

In groben Zügen gezeichnet, tritt so eine Jugend zutage, die nicht nur in sich abgeschlossen ist, sondern auch innerhalb ihrer selbst, und vor allem wird in dieser Alterspyramide eine Verwerfung des Gesellschaftsgewebes sichtbar, die von oben nach unten, von den Älteren zu den Jüngeren zunimmt. Ein gewiß biologisch natürliches Phänomen, das aber in seiner Akzentuierung mehr und mehr die Form einer gesellschaftlichen Endemie annimmt, jedoch mit einem provisorisch stabilen Absatz, dem der »Sozialisation« im Alter von ungefähr 18/22 Jahren, nämlich mit dem Eintritt in die Universität, den ersten Etappen der Ausübung eines Berufes oder mit der Geburt des ersten Kindes.

Selbstverständlich wären noch weitere Gefälle zu nennen, namentlich diejenigen, welche von den Gesellschafts- und Kulturniveaus der Ursprungsmilieus herrühren. Obschon man oft auf sie aufmerksam macht, haben sie häufiger, als es zunächst den Anschein hat, die Tendenz zu verschwinden. Die Analyse dieser latenten Nichtdifferenzierung kann hier nicht einmal skizziert werden.

Wichtig für uns ist, anhand der gegebenen Beispiele zu erahnen, wie komplex die Jugendgesellschaft ist, und sich bewußt zu sein, daß jede Gesamtsicht und erst recht jede Schlußfolgerung sorgfältig zu nuancieren ist.

Nachdem der Ehrlichkeit halber diese Vorbehalte gemacht worden sind, ist zu sagen, daß es eben doch eine »Welt« der jungen Menschen gibt, mit weithin gemeinsamen Bedürfnissen und Haltungen zum Leben. Somit kann man, wenn man reflektiert – was nur ein erster Schritt in eine in Bewegung befindliche Realität sein kann –, sich Tendenzen abzeichnen sehen.

In diesem Sinn versuchen die im folgenden geäußerten Gedanken, die »kritischsten« Situationen, worin die Zukunft ganz besonders auf dem Spiel steht, deutlich werden zu lassen. In einem Gemälde jedoch, das weder zu pessimistisch noch zu optimistisch zu sein versucht, da man darauf bedacht sein muß, stets helllichtig über die ebenso vagen wie blendenden Zustände hinauszusehen.

Und dies in einer doppelten Gewißheit. Die eine, daß wir hier das Phänomen »junge Menschen«, um es gültig fassen zu können, es nur in einer Analyse des Prozesses greifen dürfen, die unsere heutige Gesellschaft, der wir selbst als Mitspieler oder Zeugen angehören, »mutieren«. Die andere Gewißheit ist die, daß unsere Jugend, die uns dem Leibe nach nah, dem Geiste nach fern ist, uns ein Laboratorium *in vivo* bietet, um uns den Blick zu schärfen für das, was in den Tiefen der kollektiven Seele vorgeht, und uns so zur eigenen Gewissenerforschung zu zwingen.

Somit wird unsere Analyse in folgenden Schritten erfolgen: Formen und Haltungen, die am Verschwinden sind; existentielle Zwiespältigkeit; echte Kräfte.

I. Formen und Haltungen, die am Verschwinden sind

In jeder beschleunigten geschichtlichen Mutation bersten Geisteshaltungen und Gesellschaftsstrukturen unter Getöse, oder sie fallen ohne Revolution und Gewalttätigkeit als etwas Totes und kaum noch zu Gebrauchendes dahin, einfach deshalb, weil sie nicht mehr als Träger von Hoffnung auf ein besseres Dasein, nicht mehr als lebenswert anerkannt werden.

a) So steht die heutige Jugend Frankreichs der Politik im allgemeinen Sinn des Wortes gleichgültig gegenüber.

Ein Desinteresse am Staat, vor allem aber eine etwas verächtliche Gleichgültigkeit gegenüber den Politikern und dem, was da gespielt wird. Zwar gibt es noch da und dort Gruppen junger Menschen mit vielen »jungen Füchsen«, die auf das politische Erbe lauern und sich vorgaukeln, sie könnten sich leicht Macht erobern, doch die Dominante, manchmal bis in die Kreise derer hinein, die das herkömmliche Spiel spielen, tritt im enttäuschten Geständnis zutage: »Davon ist nichts zu erwarten« – eine sarkastische Einsicht des politischen Personals, daß es nichts oder nur ganz wenig wirklich ins Leben Eingreifendes zu ändern vermag, auch wenn immer wieder mit den gleichen Versprechungen hausiert wird. Vor allem ist dies ein vernichtendes Urteil über die Unfähigkeit dieser Welt, der sogenannten »res publica«, eine große »Sache« vor Augen zu stellen, etwas, wofür es sich zu leben lohnt.

Eine Gesellschaft ohne Angebote und Selbstvertrauen, und das erdrückende Gefühl, daß in der Gesellschaft überhaupt nichts Positives läuft, bringen die Jugend auf den Gedanken, daß ihre wahre Existenz anderswo liege und dementsprechend zu leben.

Und so stellt man denn heute als offenkundige Sachverhalte fest: Das allgemeine Interesse wiegt immer weniger gegenüber dem Willen, individuell zu leben; viele junge Menschen zögern, sich zu engagieren; für sie zählt das Privatleben mehr als eine Sache. Selbst der Begriff »Sache« wirkt abgeschmackt, denn eine »Sache« ist etwas nur so lange, als man sich imstande fühlt, ihr sein Leben zu weihen, was so weit gehen kann, daß man sogar bereit ist, sein Leben für sie zu opfern. Nun aber liegt ein klinisches Indiz vor, das weit über das hinausgeht, was es zu bedeuten scheint: Zu einem großen, ja zum größeren Teil würde eine angeblich repräsentative Anzahl von Studenten (nach einer Umfrage vom Juni 1979) sich weigern zu kämpfen; mehr als ein Fünftel würde desertieren.

Wir wollen dies nicht überbewerten, denn Meinungsumfragen haben stets etwas Künstliches an sich; auch gehen die jungen Menschen, weil sie dazu provoziert werden oder aus Übermut, in ihrer Antwort auf ungeschickte Fragen, auf die sie gar nicht gefaßt sind, weit über das hinaus, was sie gegebenenfalls täten. Doch das Indiz ist klar: Das Leben gilt als oberstes Gut, das gegenüber allem und gegen alles für sich zu behalten ist. Infolgedessen, und dies führt uns von einem übersteigerten Lebenswillen zum Politischen zurück, verliert der Mythos des Nationalstaates, ja selbst der des Vaterlandes die Kraft, Selbstaufopferung zu rechtfertigen.

b) In der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Ordnung befreit man sich von den vorherrschenden, konformierenden Werten: Arbeit, Karriere, vorgegebene Verhaltensmuster. Dies läuft offensichtlich auf die Infragestellung der Ordnung des Ganzen und auf die Zurückweisung des gesellschaftlich vorgezeichneten Weges hinaus.

In einer Umfrage des Sekretariats für Jugend und Sport, die 1977 durchgeführt wurde und einen Querschnitt junger Menschen nach dem befragte, was ihr Glück ausmache, werden Geld und Arbeit nur gering veranschlagt, das Geld kommt noch vor der Arbeit. Somit erscheinen Geld, das Ringen um Profit und folglich um Macht im Sinn der bürgerlichen, kapitalistischen Gesellschaft für die jungen Menschen nicht mehr als Leitwerte.

Als Realisten wissen sie aber, daß sie Geld nötig haben, jedoch nicht, daß sie es zum Gegenstand erbitterter Kämpfe und harter Anstrengungen machen würden. Man ist überrascht, daß in zahlreichen Gruppen junger Menschen im Gegensatz zu der

Konsumgesellschaft ein gewisser harter Lebensstil aufkommt; man hat gar kein Bedürfnis, materielle Macht oder selbst Komfort allzusehr zur Schau zu stellen, und zwar werden Jungen und Mädchen hierin immer mehr einig.

Der dominierende Wert bleibt das Vergnügen. Dieses – mit sehr unterschiedlichen, elementaren Inhalten – zählt mehr als das Geld.

Weshalb also soll man arbeiten?

Diese Frage wird immer brutaler gestellt. Dabei darf man in der Analyse nicht vergessen, daß die jungen Menschen von heute die Söhne einer »materialisierten« Gesellschaft sind, die nahezu ganz auf der kruden, im Grunde primitiven und aufgrund der Gesellschaftshierarchie verhärteten Beziehung zwischen Arbeit und Geld beruht, d. h., die Arbeit ist dazu da, um Geld zu verdienen und damit Macht, gesellschaftliches Ansehen, ja Genuß nach allen Seiten hin zu erwerben.

Diese ererbte Haltung scheint ihnen den in der christlichen Kosmogonie des verlorenen Paradieses gegebenen Auftrag verdeckt zu haben: »Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen«, sodann und vor allem auch den Wert der Arbeit als gewissermaßen notwendiges Mittel zur Selbstdarstellung und zur persönlichen Bildung. Hierin liegt ein schwerer und in gewisser Weise entfremdender Verlust durch einen Individualismus vor, der total sein möchte. Zu erleben, daß man nicht mehr durch die Arbeit zu dem wird, was man ist, bedeutet mehr und mehr den Wert der Arbeit als Freisetzung seiner persönlichen Potenzen, der natürlichen Qualitäten und Kräfte, die jeder in sich trägt, in der Auseinandersetzung mit einer harten Materie zurückweisen und somit auch das Anpacken dieser Materie zurückweisen, was soviel besagt, wie sie zu leugnen.

Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wenden sich deshalb die jungen Menschen ganz natürlicherweise den verschiedenen Formen des Tertiärsektors zu. Dies um so eher, als Schulen und Universitäten ihnen bis dahin die Disziplin der Selbstbildung durch die Arbeit an einer Materie nicht beigebracht haben. Das Buch ist »Zwischenträger«, nicht Materie, ja noch schlimmer, das Buch ist bloß Anschein von Materie.

Ein letztes schädliches Element, das aus einer Gesellschaft mit übersteigertem Individualismus stammt, worin Selbstaussdruck, Macht, Profit und Geld ein und dasselbe sind, ist der Verlust des Wissens darum, daß die persönliche Arbeit Beteiligung an einem kollektiven schöpferischen Werk ist und somit Dienst an der Entwicklung und der Steigerung des Wohlbefindens aller. Dieses Wissen aber ist für ein solches Werk, das eine Gesellschaft ausmacht, die diesen Namen verdient, unerläßlich. Auf dieser entscheidenden Ebene können die Formen der Arbeit unendlich variieren, aber die tiefere Motivierung kann nur allen gemeinsam sein: das Angebot der persönlichen Anstrengung für das Wohl aller.

c) Welches sind die bedeutsamen Motivationen?

Hier müssen wir uns mit dem Problem der »Berufung« befassen. Jahrelange Erfahrungen auf Universitätsebene im Bestreben, mit den Studenten in Kontakt zu sein, um sie zu orientieren und ihnen behilflich zu sein, gehen dahin, daß auf die Frage, ob man sich »berufen« fühle, erstaunte Blicke oder hämisches Lächeln antworten, denn dieses Wort wird nurmehr als »altfranzösisch« empfunden.

Hingegen ist die geläufigste Reaktion die, daß man eine Arbeit, eine Beschäftigung haben möchte, die »interessant« ist. Alles hängt an der Subjektivität dieses Ausdrucks und am Inhalt, den diese ihm beilegt. Das Interesse an einer Arbeit kann vielleicht die

schüchterne, verworrene Äußerung eine Berufung sein, ein Plan, sich in einer organischen Gesellschaft niederzulassen, in der jeder seine Talente am besten betätigen kann, somit irgendwie eine Rückkehr zu einer Gesellschaft der »Berufungen«. Tatsächlich aber steckt heute hinter dem jeder materiellen Zweckbestimmung baren, gleichzeitig persönlichen und unbestimmten Wort »Interesse«, das manchmal ein bloßer Vorwand ist, eine große Schwierigkeit, ein Zögern, eine insgeheim gewollte Langsamkeit, seinen Weg zu wählen.

So erhält in der Gesellschaft der jungen Menschen eine etwas wirbelige Mobilität von Erfahrungen den Charakter wirklicher Erfahrungen. Man probiert etwas, um zu »sehen«, ob man Gefallen daran findet. Nichts könnte besser besagen, daß man eine bestehende Gesellschaft implizit zurückweist. Das Interessezentrum liegt nicht in dem, was vorgelegt wird, sondern anderswo. Darum streift man in den bestehenden Strukturen und Formen herum, ohne sich zu engagieren, und wird erst so spät als möglich seßhaft. Ein analoges Problem, ein Knäuel von Ungewisheiten, Weigerungen, Velleitäten und dem Gefühl, daß die Universitätsinstitution nicht das Richtige sei, entwickelt sich durch die Hierarchie unzähliger Examen hindurch, die den Gesellschaftsfluß in gefährlicher Weise zum Stagnieren bringt. Eine Menge von Studenten meldet sich an, einfach um zu »sehen«, wie das geht, ohne eine begründete Aussicht auf Erfolg, und wenn man dann durchfällt, versucht man es gleich anderswo, ohne daß man dabei entschlossener ist.

Ein solches endemisches Herumwirbeln liegt in der Logik eines Sich-nicht-Engagierens; es ist das ganz offenkundige Eingeständnis, daß die bestehenden Gesellschaftsstrukturen nicht der konfusen Erwartung des Selbstaudrucks entsprechen.

Manche Ursachen können diesen Standpunkt der Dinge erklären: Weigerung, sich nach der Familie zu richten; Freisetzung eines gesellschaftlichen Nachahmungsdranges; diffuses, mehr innerlich verspürtes als klares Gefühl, daß die Gesellschaft leer läuft und von sich aus keine sublimierende Zielvorstellung bietet; Schwäche infolge eines erwiesenen Absinkens des Bildungsniveaus auf den verschiedenen Stufen und infolge des Fehlens einer sich verantwortlich fühlenden einsichtsvollen und aufmerksamen Wegweisung; Selbstgefälligkeit oder der Wille, für etwas anderes dazusein als für das, was die Gesellschaft vorschlägt. Alle diese Haltungen und Mängel führen in aufschlußreicher Evidenz zu einem Mißverhältnis zwischen einer wenigstens in ihren äußeren Formen außerordentlich immobilen Gesellschaft und der Unbeständigkeit der jungen Menschen, die mehr oder weniger lässig auf die Entdeckung dessen ausgehen, was sie festlegen kann.

Lassen sie sich überhaupt festlegen? Die Motivation, die sie bei den Umfragen am häufigsten angeben, ist die Freiheit.

Ein Begriff und eine Wirklichkeit mit äußerst unfixiertem Inhalt (darüber wäre eine gründliche Umfrage durchzuführen), die aber wenigstens negativ die Bestätigung für ein irgendwie entschlossenes Sich-nicht-Engagieren liefert, für eine Haltung des Zuschauens, nicht des Mittuns in einer Gesellschaft, der die jungen Menschen sich bloß unterziehen (in einer Umfrage, die bei einer dem Umfang nach recht signifikanten Musterkollektion von Studenten durchgeführt wurde, erklärten bloß 12,4 Prozent, daß die Gesellschaft ihnen zusage, während 42 Prozent sich an diese nur anpassen, weil »man eben wohl oder übel dies muß«); sie zeigen somit, daß die jungen Menschen der Gesellschaft den Prozeß machen wollen. Positiv äußert sich in diesem Freiheitswillen ein

persönliches Bestreben, das zu tun, wozu man Lust hat, sich selbst in einem eigenen Suchen zum Ausdruck zu bringen, sich selbst zum Erfolg zu verhelfen oder ganz allgemein die Voraussetzungen zu finden oder zu schaffen, um »sich in seiner Haut wohl zu fühlen«.

Dies stellt ganz offensichtlich geltende Werte, vorgezeichnete gesellschaftliche Bahnen in Frage wie z. B. den Karrieregedanken, den gesellschaftlichen Erfolg, der in materiellen Statussymbolen, den Hierarchien, den Kadern oder den *tchins* (Titel oder Medaillen) zum Ausdruck kommt.

Ist diese Freiheit erst noch zu erwerben, wie das alte revolutionäre Heldenlied dies besang? Da sie Kinder der Konsumgesellschaft und in einer der Sozialisierung zuschreitenden Gesellschaft aufgewachsen sind, worin alles zu einem Recht wird und wo jedes Recht durch die Kollektivität – mit anderen Worten durch den Staat – zu erfüllen ist, herrscht in der Welt der jungen Menschen eine dementsprechende psychologische Einstellung. Man schuldet ihnen diese Freiheit, der sie zu bedürfen meinen, und wenn man sie ihnen nicht gibt, nehmen sie sie einfach, was für sie das Natürlichste auf der Welt ist, denn sie müssen sie sogleich haben.

Das ist wahrscheinlich das zentrale Phänomen des Sich-nicht-Engagierens der jungen Menschen in der bestehenden Gesellschaft. Zwei offensichtliche Anzeichen erhellen es. Das eine ist die Forderung »sofort«. Die heutige Jugend ist eine Jugend des Heute, des Unverzüglichen. Die Zukunftsprojekte sagen ihr weniger als die Gegenwart; was die Vergangenheit betrifft, so wird sie eines oder anderen Tages ihren Platz finden, den Bedürfnissen nach persönlichem Ausgleich entsprechend. Das andere ist dies, daß der Anspruch auf Freiheit als etwas Natürliches, Praenormales empfunden wird. Unter anderen geschichtlichen Umständen zwangen der vitale Anspruch auf Freiheit oder Befreiung revolutionäre Situationen herbei. Dies ist heute unnötig. Nachdem sie sich die Mühe gegeben hat, auf die Welt zu kommen, ist es für die heutige Jugend das Natürlichste auf der Welt, sich ohne viel Getöse und Krach in den Lebensformen einzurichten, die ihr zusagen.

Der soziologische Befund ist somit klar: Wenn andere Lebens- oder Gesellschaftsformen sich ohne größere Krise oder »Revolution« gegenüber der Ordnung der bestehenden Gesellschaft durchsetzen, dann deshalb, weil diese an Integrationskraft verliert und in Auflösung begriffen ist.

Das eindrucksvollste Zeugnis dafür liegt in der mehr und mehr konstanten Tatsache, daß herkömmliche Werte – seien sie nun gesellschaftliche Verbote oder Tabus, sozialetische Gebote oder religiöse Vorschriften – ohne weiteres in Frage gestellt werden.

Ein Grenzbeispiel ist die Infragestellung des Wertes »Eigentum«, der in unseren modernen bürgerlichen Kulturen sakralisiert worden ist. Gewisse Gruppen maßen sich das Recht an, zu »squatterisieren«; um den Akt zu rechtfertigen, sagt man: »Picken ist nicht Stehlen«, wobei »Picken« darin besteht, einem anderen etwas wegzunehmen, ohne daß dieser dies bemerkt. Man muß gerecht sein: Dies sind Haltungen von Extremisten, von Außenseitern, obschon kleinere Diebstähle immer mehr einreißen.

Viel offener und proklamierter ist die sexuelle Freiheit. Darin liegt gleichzeitig die Beanspruchung eines Rechts auf Genuß, eine Erklärung der Unabhängigkeit von der vorangehenden Generation und ein weiteres Zeugnis für das wie fieberhafte Ausgehen auf möglichst viele Erfahrungen, bevor man dann endlich seßhaft wird.

Das gleiche gilt in bezug auf das, was man schamhaft das »Zusammenleben« der Jugendlichen vor der Ehe nennt. Es besteht darin, daß man – und auch das empfindet man als ganz natürlich – ein gesellschaftliches Szenario aufbaut, worin die Freiheit darin besteht, daß man in einer zurückweisenden und nachahmenden Haltung zugleich Erwachsensein spielt, dabei aber die traditionellen Werte der bestehenden Gesellschaft, die Fixpunkte und Grenzen, die diese aufzwingt, beseitigt.

So verhält es sich mit dieser Gesellschaft der jungen Menschen, einer Gesellschaft, die auf der Suche ist, aber in einer offensichtlichen Situation des Überhängens: einerseits hält man die wesentlichsten Werte, die die Lebenskraft, Stabilität und Ordnung der Gesellschaft ausmachen, für veraltet oder tot, andererseits gelingt es ihnen nicht, von ihnen loszukommen, weil sie dieser Gesellschaft entstammen.

II. Zwiespältigkeiten

In einer solchen Situation gibt es vielfältige Zwiespältigkeiten. Einige von ihnen bewußt zu machen, ohne sie in einen Zusammenhang pressen zu wollen, scheint ein Weg zu sein, um für die Entwicklung und die Zukunft der Gesellschaft der jungen Menschen von heute zu Heilungsprozessen zu gelangen.

Von diesen Zwiespältigkeiten aller Art werden wir uns hier mit drei besonders aufschlußreichen befassen.

1. Die doppelte Zwiespältigkeit eines sozusagen gleich starken Verlangens nach Abenteuer und Unbeständigkeit auf der einen Seite und nach Sicherheit und Stabilität auf der anderen Seite.

Das Abenteuerliche suchen viele weniger in der sportlichen Glanzleistung als in der Entdeckung des Raums und anderer Welten. Es ist, als ob sie einen unwiderstehlichen oder nachahmenden Trieb hätten, in der Erforschung des Planeten immer weiterzugehen, soweit als nur möglich. Gewiß zu dem Zweck, etwas anderes kennenzulernen, vor allem aber, um zu fliehen, um sich von dem zu befreien, was einem am meisten als alltäglich und gewohnt vorkommt. Wichtig ist, auf und davon zu gehen.

Die jungen Menschen von heute scheinen mehr von den anderen Erdteilen als von Europa angezogen zu werden. Die Ferien sind für viele dazu da, um weit zu reisen, in möglichst andere Verhältnisse oder an das andere Ende der Erde.

Darum stecken sie unablässig in Reiseplänen, fiebern danach auszubrechen, sich mit dem Raum zu messen, und fühlen sich wohl, wenn sie in einem Geschwindigkeitsrausch leben.

Die Unbeständigkeit ist ein weiterer Zug der Jugend. Sie entspricht ihrem Alter und zugleich dem allgemeinen Grundzug der heutigen Welt, der unablässigen Bewegung unter jedem, auch dem geringsten Vorwand. Doch in »der« Jugend, die wir unserem Empfinden nahezubringen, wenn nicht zu erkennen uns bemühen, nimmt diese Unbeständigkeit die folgenden Charakterzüge an: das Bedürfnis, die Erfahrungen zu vervielfachen, als ob die jungen Menschen befürchteten, von einer Welt gefangengenommen zu werden, die ihnen nicht zusagt; ein Komplex der Veränderung und der Geschwindigkeit, die auch stark egozentrische Selbstprüfung ist, Auseinandersetzung mit Gegenkräften und ein Rausch, worin man zugleich seine Kraft und Befreiung von sich selbst erlebt, aber auch wie ein Kind Spielzeuge kaputtmacht.

Davon zeugt die schwindelerregende Entwicklung dessen, was man – freilich mit etwas Mühe – als »Jugendmoden« bezeichnet, denn im Begriff »Mode« liegt bis in die phantasievollsten Kreationen hinein doch mehr Kontinuität. So folgten in den letzten Jahren in immer rascherer Reihenfolge aufeinander: zuerst, doch schon in weiter Ferne die Zazus, dann die Beatniks, die Provos, die Mods, die Hippies und neuestens die Punks. Heute (1980) sind es die Skas, die New Mods, die Cold Wave, von denen man in Frankreich sagt, sie kämen von Deutschland. Nichts bezeugt das fast verzweifelt bange Suchen nach einem Miteinander-Existieren besser als diese Wellen, die in einer beklemmenden Irrationalität aufeinander folgen und vorläufig unfähig sind, sich anders zu definieren als mit Bezeichnungen von Jenseits des Atlantiks.

Doch gleichzeitig oder fast simultan das Sicherheitsbedürfnis. Obschon sie nichts von Karriere wissen wollen, verlangen die jungen Menschen doch eine sichere Anstellung, zumindest solange sie eine solche wünschen, sonst rechnen sie es der Gesellschaft zur Schuld an.

Von unserer auf Sicherheit bedachten Gesellschaft bestimmt, denken viele von ihnen schon an die Pensionierung und wählen den Beruf dementsprechend, d. h. der Sicherung der wenn auch nur konfus erahnten Zukunft entsprechend; sie suchen sich abzusichern in einem soliden Großunternehmen oder noch viel lieber in einem Funktionärsstaat. Wenn dies schon mit einem Engagement und einem Sich-Festlegen verbunden ist, dann am besten im Tertiärsektor.

Eine weitere Form des Hanges nach Sicherheit ist das, was die Soziologen den »Nestkomplex« nennen: Vor der Ehe oder in einer Ehe, zu der das Zusammenleben führt, verspürt man das Bedürfnis nach einem Heim, eifersüchtig auf Unabhängigkeit bedacht – wenigstens von der vorhergehenden Generation.

Dieses Bedürfnis erstreckt sich auch auf den Boden. Das regionale Denken entwickelt sich in Frankreich auf allgemeinsten Ebene in der Motivation der jungen Menschen, dort, wo man geboren ist, auch leben zu wollen. Dabei handelt es sich um etwas ganz anderes als um eine von »Intellektuellen« geschaffene Bewegung gegen die jakobinische Zentralisation oder gegen das immer stärkere Überhandnehmen einer undifferenzierten, einförmigen Gesellschaft. Vielmehr liegt darin ein Suchen nach Verwurzelung, um in der wirbelnden Welt von heute eine Verankerung zu finden. Der Heimatboden und das Ursprungsmilieu sichern so ab und bilden die Klammern, innerhalb derer man sich dem Wirbel ausliefern und die mehr oder weniger geglückten Akkulturationen der »großstädtischen« Moden vornehmen kann.

2. Eine zweite Zwiespältigkeit: eine Massengesellschaft, in der man sich allein fühlt. Die Jugendgesellschaft weist heute zwei Erscheinungsformen auf: einmal die Bande oder Gruppe, die beide mehr oder weniger Randerscheinungen sind; sodann die von sehr vielen Jugendlichen besuchten Massenversammlungen, die man bis zur Raserei miterlebt.

In beiden Fällen – und dies ist bemerkenswert – kommt es zum fast vollständigen Aufgeben der Freiheit, die sie der bestehenden Gesellschaft gegenüber am meisten als Rechtsanspruch geltend machen.

Man kann diese Zwiespältigkeit sehr gut erklären mit dem heute wie eine Seuche um sich greifenden Phänomen »Disco«.

Ein Phänomen bei den Fünfzehn- bis Fünfundzwanzigjährigen, von denen man nicht

zu Unrecht gesagt hat, daß es als Phänomen einer totalen Gesellschaft angesehen werden kann. Total in dem Sinn, daß dabei sämtliche Ausdrucksmittel in Ton und Beleuchtung, welche die Sinne am meisten gefangennehmen, in einer solchen Intensität verwendet werden, daß sie einen kollektiven Rausch erzeugen, worin jeder Teilnehmer im Tanz und durch den Tanz die in ihm liegenden Möglichkeiten des animalischen und geistigen Lebens bis zum äußersten Grad ausloten kann. Eine panische Hysterie kollektiver individueller Befreiung, die durch das halluzinierende Erdröhnen eines »pum, pum, pum« orchestriert wird und einen nicht mehr losläßt, bis der Wahnsinn »Disco« gesättigt ist.

Eine solche Masse weiß selbstverständlich nicht um sich; sie ist irgendwie einfach ein kathartisches Milieu, das keine andere Dauer kennt als den jeweiligen Moment. Unbewußt, wie sie ist, hat sie auch keine Mythologien mehr. Sie ist ein panischer Wahnsinn, worin jeder für sich allein bleibt. Man ist gekommen, um sich einen Augenblick lang von sich selbst zu befreien und bleibt dabei doch das, was man ist. Eine Art Bad zum Vergessen, und darüber hinaus gibt es nichts Weiteres als die Möglichkeit, jedes Wochenende oder noch öfters von neuem darin einzutauchen.

Noch mehr als die Phänomene Punk und Reggae, die ebenfalls importiert sind, scheint diese Disco-Raserei, die selbst auf die ländlichen Gebiete übergreift, außerordentlich bezeichnend für einen Kampf, der die jungen Menschen packt. Diese befinden sich wie in einer Zwickmühle zwischen ihrem Trieb, sich von der Gesellschaft, so wie sie ist oder ihnen erscheint, zu befreien, der Prüfung ihres Alleinseins, die in ihrer Suche nach einer neuen Gesellschaft die unerläßliche Etappe ist, und der in ihrem Disco-Erlebnis langsam manifest werdenden Einsicht, daß sie, obwohl sie bis ans Ende ihrer Kräfte gingen, nichts geschaffen haben, und daß es über das hinaus, was sie periodisch an den Disco-Abenden erleben, noch etwas anderes gibt.

Der Zwiespalt Einsamkeit/panisches Herdentum eröffnet so den anspruchsvollen Naturen eine natürliche und geistige Ahnung von Religion oder in einer mehr mittleren gesellschaftlichen Ebene vielfältige, zerbrechliche Erfahrungen mit dem Gemeinschaftsleben, die weder ihre geistige noch zeitlich-wirtschaftliche »Regel des Meisters« gefunden haben, sondern die nur im heftigen, fröstlichen Bedürfnis, »zusammenzuleben« bestehen.

3. Zwiespältigkeit: die zwischen Absurdität und Existenz. – Absurd sind beispielsweise die klinischen Gegebenheiten der heutigen Sklerose unseres Bildungssystems. Auf der einen Seite die verlängerte Schulpflicht, ein verallgemeinerter Zwang, der viele junge Menschen ihren Eigeninteressen entreißt oder ihnen Abscheu vor der Schule einflößt, was schwerwiegende Konsequenzen hat, entweder Berufungen, die am Entstehen sind, abzuwürgen oder zu Gewalttätigkeit und Delinquententum zu verleiten, um sich vom »Halseisen« zu befreien. Auf der anderen Seite unsere Universitäten, die der Welt von heute nicht angepaßt sind, bequeme und vor allem überfüllte Zufluchtsstätten, Produktionszentren diplomierter Arbeitsloser. So sind sie für die jungen Menschen zu der Stätte geworden, wo diese sich langsam bewußt werden, daß ihr *cursus* ins Leere geht – in die Leere, die der Gipfel des Absurden ist. Zumal da man in sturer Verblendung – ein unbestreitbares Zeichen schwerwiegender Verantwortungslosigkeit gegenüber jungen Menschen – eine solche Menge von Diplomen aushändigt, daß sie praktisch nutzlos werden.

Für die individuelle Existenz absurd sind die von Natur aus »unmenschliche«

technokratisch-sozialisierende Mechanisierung und die Verwirrung, ja der Verlust der persönlichen Identität in einer homogenen egalitären Gesellschaft.

Absurd vor allem ist es – und darin liegt vielleicht der Grund dieses Dramas –, daß man zwar existiert, aber einem für die Existenz kein Sinn vorgelegt wird – ein offensichtlicher Beweis dafür, daß die bestehende Gesellschaft zu keiner Neuerung mehr fähig ist.

Es gibt noch viele weitere Brutalitäten des Absurden, und nichts zerstört die Lebensenergie mehr als das Bewußtsein des Absurden. Mit ihm zu koexistieren führt langsam zum seelischen Ruin und zur Gleichgültigkeit gegenüber dem Handeln. Dann entsteht die Psychose des »Wozu auch?« und kommt das auf, was man heute in Frankreich die »Bof-Generation« nennt. Was sie charakterisiert, ist eben dieser lautmalende Ausruf »bof!« (»bah!«), der, von einem Achselzucken begleitet, ein Ausdruck des Abscheus, des Überdresses, der Resignation und der Ohnmacht ist. »Man braucht gar nicht mehr zu sagen« – was die Körperbewegung unterstreicht, so, als ob man sich davon abwenden wollte standzuhalten und somit voll zu existieren in einer Welt, in der uns keinerlei Wert vorgelegt wird (»Das ist unwichtig«) und worin nichts geändert zu werden braucht. Weshalb also sollte man sich darauf versteifen, etwas zu tun? Angesichts dieses »Existierens ohne zu wissen wozu« ist es verhänglich, sich tagelang in die Leere der Langeweile gleiten zu lassen.

»Zwanzig Jahre alt sein und nichts glauben« – die Lebenstribe der jungen Menschen müssen sich also anders freisetzen: mit Getöse und dramatisch. Durch die Selbstbehauptung in Gewalttätigkeit: in verbrecherischer Gewalttätigkeit oder in der gemäßigten, doch gesättigten Gewalttätigkeit, die im Lärm der Flipper in der letzten Kneipe oder im ödesten Gasthaussaal widerhallt. Darin, daß man sich in die »künstlichen Paradiese« gleiten läßt. Auf die bei einer kürzlich durchgeführten Erhebung gestellten Fragen: »Was erhoffen sich die jungen Drogensüchtigen?« wurde für gewöhnlich die bezeichnende Antwort gegeben: Man hofft, dem Grau des Alltags zu entfliehen, oder man bedarf der Hilfe und Liebe – welche tröstend und verständnisvoll die Gesellschaft des *joint* gibt, die paradoxerweise gegenüber der anderen, der bestehenden Gesellschaft, der Todesgesellschaft, die Lebensgesellschaft ist. Was diese Flucht in die Droge betrifft, so stellt eine ebenfalls erst kürzlich in studentischem Milieu erfolgte Umfrage fest, daß 51,1 Prozent der Befragten Haschisch für gefährlich ansehen, 61,5 Prozent haben nie Haschisch geraucht. 1977 hatten noch 73,5 Prozent nie Haschisch geraucht. Somit nähme nach den nackten Ziffern die Zahl der Haschischraucher in einem Maß zu, das auf die Schwere des Problems aufmerksam machen könnte. Obschon in zwei Jahren (1977 bis 1979) die Zahl der regelmäßigen Raucher sich mehr als verdoppelt zu haben scheint, würden sie im Verhältnis zu der Gesamtzahl der Befragten in Wirklichkeit bloß um 6 Prozent ausmachen. Zu der offensichtlichen, aber doch irgendwie stockenden Zunahme im studentischen Milieu kommt jedoch hinzu – und das ist ein beängstigendes Indiz für die Ansteckung –, daß sehr häufig Ringe von Drogensüchtigen in mittleren Städten bestehen, unter Komplizenschaft von Gesellschaftsklassen oder mitbeteiligten Milieus, und dies bei Jugendlichen zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Jahren. Zweifellos spielen dabei auch Ansteckung, Mode, verhängnisvolles Nacheifern mit; vor allem ist es eine kollektive Verdrängung der Langeweile. Dennoch bleibt die Tendenz besorgniserregend. Es gibt verborgene Epidemien, die bis auf den Grund der Seele reichen. Noch schlimmer ist die »Existenz-Unfähigkeit«, klar gesagt: die Tendenz zum Selbstmord.

Man schätzt, daß beim Tod von Jugendlichen der Selbstmord nach dem Unfalltod an zweiter Stelle steht, und was in bezug auf die Lebenswurzeln nicht unwichtig ist: er betrifft beide Geschlechter. Man rechnet in Frankreich mit ungefähr sechshundert Selbstmorden Jugendlicher pro Jahr – eine relativ nicht hohe Zahl, die aber doch gewichtig genug ist, um den Verlust des Gleichgewichts und der Lebenswurzeln zu bezeugen.

III. Die echten Kräfte

Sie liegen in der gegenwärtigen französischen Gesellschaft in dem vor, was man heute »Suche« nennt und die, ohne revolutionäre Krise, einen Staat, eine Welt herbeizuführen sucht, worin gewisse Bedürfnisse befriedigt und einige Werte aufgetischt werden.

Zunächst die Suche nach einem wahren Leben. Ein Leben ist dann wahr, wenn es einen Sinn erfüllt, wenn man weiß, daß man einem schöpferischen Werk oder einer Weltordnung dient. Dieses luzide Wissen kann nur selten schon Sache der Jugend sein. Aber es gibt Anzeichen dafür, daß diese nach ihm sucht, oft ohne daß ihnen jemand diese Grundregel des Existierens beigebracht hat. Zu diesen Anzeichen gehören ihre oft heftige Zurückweisung der Form einer Gesellschaft, in der sie entdeckt, daß die Situationen und Zustände bei weitem nicht dem Wert des Menschen entsprechen – in den Schattenspielen der Politik und dem, was die Massenmedien vorgaukeln. Die Qualität des Daseins und der Person zählt für sie mehr als die äußeren Zeichen des Erfolgs. Sie fordern Freiheit, sind aber viel weniger »Karrieredenker« mit all dem, was in diesem Wort an falschen Werten liegt. In ihrem Anspruch auf Gerechtigkeit sind sie oft eng und begrenzt, aber darin bricht ein Suchen nach gerechten Anliegen durch, und wer von Gerechtigkeit spricht, bezieht sich mehr oder weniger bewußt auf ein, wenn auch noch so elementares oder schlecht definiertes Wertesystem. Oder nehmen wir ihr manchmal jugendliches, ja kindisches Bedürfnis zu verstehen. Weniger die Wirklichkeit der Dinge zu verstehen – was der Ordnung des Wissens angehört –, als zu spüren, daß man genug Hochachtung vor ihnen selbst aufbringt, um ihnen die Wahrheit zu sagen. In der Kommunikation, im Kontakt möchten sie als solche anerkannt werden, diejenigen, die imstande sind, die Wahrheit zu vernehmen. Oder denken wir daran, daß sie, ohne etwas vormachen zu wollen, sich in unkonventionelle Situationen einlassen, beispielsweise in das Zusammenwohnen. Nehmen wir ihr oft heftiges Streben, zur Natur zurückzukehren und die Natur zu schützen. All dies sind Züge, worin sich das Suchen nach einem einfachen, offenen und im Kosmischen ausgewogenen Leben äußert. Noch bezeichnender ist, bei einigen wenigen, das Bedürfnis und die Suche nach einer natürlicheren Ernährung. Wozu man nicht ihre »Gegenkultur«, sondern ihre »A-kultur« hinzunehmen kann. Sie lesen wenig; das Leben liegt für sie nicht in den Büchern. Auch schreiben sie wenig. In der für unsere Zeit charakteristischen Wortflut, in der erstaunlich raschen Abnutzung der neuen und selbst der alten Wörter, im Wirbel der Siglen entwickelt sich bei ihnen eine äußerste Armut der Sprache mit einem sehr summarischen Vokabular, mit zu Einsilbern verkürzten Wörtern usw. – Formen also von dem, was man als eine sehr rudimentäre Telegrammsprache bezeichnen könnte. All dies, so ungeschliffen es auch sein mag – und doch positiver, als es den Anschein macht – in einem mehr oder weniger folgerichtigen, auch mehr oder weniger bewußten Willen, sich vom Fix und Fertigen zu befreien.

Ein weiterer offensichtlicher Drang ist der nach einer Jugendgesellschaft, die auf der Suche nach sich selbst ist. Stellen wir zunächst fest, daß es eine Jugendgesellschaft gibt. Weniger eine Generation mit ihren Süssisancen, ihren Forderungen, ihrer Lebens- und Weltauffassung, sondern eher etwas viel Elementareres. Man kann sie in der Tatsache gewahren, die wir 1968 auf panische Weise gekannt haben und die noch da und dort zutage tritt: Wenn man an einen jungen Menschen rührt, ihn verhaftet, anschuldigt, vertreibt, fühlen sich alle zutiefst betroffen. Dies scheint nicht mehr zu sein als die instinktive Selbstverteidigung einer Herde, doch verrät sich darin das Suchen nach Gesellschaft. Dieses Suchen kommt in zwei Zügen ganz klar zum Ausdruck. Wenn sie auch wenig lesen, so sprechen die jungen Menschen doch viel, indem sie sich der summarischen Sprache bedienen, von der eben die Rede war. Sie haben ein Bedürfnis, von sich zu erzählen. Man kann dies als Sich-Aussprechen bezeichnen, aber auch als eine befreiende Extraversion ihrer tiefen Einsamkeit. Miteinander zu sprechen ist für sie manchmal hoffnungslose Zuversicht, sich zu Gehör bringen zu können. Da es unter den Erwachsenen an Zuhörern und Beichtvätern mangelt – immer wieder das Kommunikationsproblem! –, sprechen sie Stunde um Stunde miteinander von sich. Oder dann – ein weiterer Zug, worin ihr Leben so stark zum Ausdruck kommt – versinken sie in den Gesang. Mehr noch als darin, daß man miteinander spricht, besteht ihr Milieu darin, daß man miteinander den oft mittelmäßigen, ja betrüblichen Text anhört, ihn positiv aufnimmt. Der Text wird aber zu einem Rezitativ mit synkopierten Rhythmen, die um so mehr packen, als sie von anderswoher kommen, auf dem Weg über die Stimme Amerikas, aus den fernen Urgründen der afrikanischen Kulturen. Zwar etwas Elementares, aber doch das ergreifende Eingeständnis, daß man menschliche Wärme, die Gegenwart anderer nötig hat, alles verschmolzen in einem musikalischen Universum, das einen einhüllt oder aus sich herausreißt.

Diese Befunde führen zu folgender psycho-sozialer Diagnose: Neben eine bestehende Gesellschaft gestellt, von der sie sich distanzieren oder die sie zurückweisen, obwohl sie biologisch aus ihr hervorgehen, konstituieren sich die jungen Menschen ohne Provokationen, ohne Schmähungen, ohne Revolten zu einer anderen Gesellschaft ohne Formen und Modelle, oder wenn mit Formen und Modellen, dann so flüchtigen, daß sie sich von einem »existentiellen« Werden mitgerissen fühlen, dessen Fluß sie ohne eine andere Finalität mitleben als die, sich an den jeweiligen Augenblick zu klammern. Sicherlich ein schwerwiegender, entscheidender Moment, worin die Haltung unserer Generationen in diesem qualvollen, anarchischen, anspruchsvollen Suchen zugleich Orientierungshilfe und für das gesellschaftliche Gleichgewicht heilsam sein kann.

Ein letztes Ziel des Suchens der jungen Menschen: die Suche nach dem Absoluten. Dem Leben einen Sinn geben heißt an einer Weltordnung teilnehmen, die den Stempel des Absoluten trägt. Im verzweifelten Streben der jungen Menschen, sich über ihre eigenen Grenzen hinaus auf die Probe zu stellen, in ihrem rastlosen Suchen nach etwas anderem tritt ein ergreifendes Bedürfnis zutage, aus sich herauszugehen und den anderen zu entdecken.

Der andere, das ist die Hingabe ohne ein weiteres Verlangen als das, einer großen »Sache« zu dienen. In einigen Namen von Gruppen, die zu gänzlicher Hingabe in der Lauterkeit des Dienens anleiten, äußert sich, wie edel ihre Anliegen sind: die »Lumpensammler von Emmaus« des Abbé Pierre, die »Vierte Welt« des Paters Joseph, die »Freiwilligen des Fortschritts«, »Terre des Hommes«, »Ärzte ohne Grenzen«. Sie

stellen sich in den Dienst der Dritten Welt, wobei westliche Modelle zuweilen allzu großzügig aufgedrungen werden, aber in einem mächtigen Gefühl der lebendigen Bruderschaft zwischen Menschen aller Rassen und Farben. Oder die »Focolari«, die in Frankreich weniger zahlreich sind als in Italien. Diese Bezeichnung besagt Licht und Herd; sie sind von der Spiritualität von Charles de Foucauld durchdrungen und suchen, oft auf dem Weg der Handarbeit, nach einer modernen Kontemplationsform.

Daneben gibt es Vereinigungen, fast Institutionen, wie die JAC (Katholische Landjugend), der zu einem großen Teil eine Regeneration der ländlichen Gebiete Frankreichs zu verdanken ist. Alle diese Gruppen mit vor allem jungen Mitgliedern und nichtkirchlichem oder konfessionellem Charakter lassen in ihrer Hingabe, ihrer Aufopferung für eine Sache ihr Verlangen nach einer erfüllten, gerechten, von einem anderen Licht erhellten Welt aufleuchten, worin der eine und der andere eins sind.

Daß dieses Sich-Ausstrecken nach dem Absoluten manchmal die Form schlimmster Gewalttätigkeit annimmt, darf uns nicht den tiefen Grundzug dieser Jugend verdecken, die an sich leidet. Je erbitternder, je beunruhigender oder belästigender sie ist, desto tumultuöser, aber auch desto schmerzlicher führt sie das jahrtausendealte Suchen der Menschheit nach der Begegnung mit dem Absoluten weiter, ein Suchen, das nie irdisch gestillt wird. Aber unaufhörlich in der Klarheit eines Sinns, der dem Leben gegeben wird, nach dieser Begegnung zu suchen, bleibt das Ideal dessen, was wir sind. Die jungen Menschen wissen dies konfus. An uns ist es, uns ihrem Suchen beizugesellen.

In der beängstigenden Krise unserer Welt von den jungen Menschen nur zu sprechen, genügt nicht; man muß ihnen behilflich sein. Aber um ihnen zu helfen, muß man sie besser kennen, den Kontakt suchen, hinhorchen, um sie zu vernehmen und sodann zu orientieren. Auf diesem Weg können wir ihnen beistehen beim Heranreifen, das langwierig und qualvoll sein muß. Diese Aufgabe steht auch im Dienst der Rettung der Kontinuitäten, welche die Seele des *homo occidentalis* ausmachen, diese Seele, von der wir alle wissen, daß sie aus der Sicht und der Erfahrung unserer Aufgaben, die wir als Mensch in der jetzigen Zeit haben, für uns wesentlich ist.